



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Aus den Erinnerungen eines dänischen Staatsmannes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus den Erinnerungen eines dänischen Staatsmannes.



emoiren haben in der Regel einen eigenthümlichen Reiz und Werth. Theils ist derselbe in der Ergänzung der geschichtlichen Erkenntniß, die sie gewähren, theils in der geistigen und sittlichen Individualität, die sich in ihnen spiegelt, begründet. In der einen Beziehung tritt der Charakter der handelnden Persönlichkeiten, die Richtung oder der Gegensatz der Richtungen, welche die Zeit bestimmen, lebendiger vor unsre Augen; die individuellen Elemente im Verlauf der Begebenheiten, Wechsel und Dauer in Stimmungen und Neigungen werden lebhafter von uns empfunden. In der andern Beziehung ist der Gewinn ein zweifelhafterer je nach dem innern Gehalt der darstellenden Persönlichkeit; er ist abhängig von der Vielseitigkeit ihrer Beobachtungen, von der Klarheit und Schärfe ihres Urtheils. Und nicht immer wird uns der doppelte Genuß zu Theil, dankbar einer Bereicherung unsrer geschichtlichen Erkenntniß uns zu erfreuen und an dem Bilde einer edeln, freien und bedeutenden Persönlichkeit uns zu erquicken.

Die Lebenserinnerungen des Mannes, auf welche wir hier das Interesse unsrer Leser lenken möchten,*) bietet uns nach beiden Seiten volle Befriedigung. Sie versetzen uns in den Ausgang des vorigen und in den Anfang dieses Jahrhunderts. Die geistige Bewegung in Deutschland, die öffentlichen Zustände in Dänemark, Rußland, Spanien und England unter dem Einfluß der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons, wie sie sich im Geiste eines Mannes spiegeln, der mit weitem Blick, offenem Auge, Adel der Gesinnung, Festigkeit der Ueberzeugung beobachtet und beurtheilt, dem sein liebenswürdiges Naturell den Schlüssel für die mannichfaltigsten und entgegengesetztesten Individualitäten in die Hand giebt, und der seine reichen Erfahrungen in der durchsichtigsten, schönsten Darstellung auszusprechen weiß, das ist der Gegenstand, der uns hier fesselt, und für den wir eine allgemeinere Theilnahme zu erregen gewiß sind.

Wir verzichten darauf, dem Lebenslauf des Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, Johann Georg Nitzs, von seinen ersten Anfängen an zu folgen, beabsichtigen vielmehr denselben nur insoweit darzustellen, als er mit den großen, allgemeinen Bewegungen der Zeit in Zusammenhang steht. Wir unterlassen es daher,

*) Johann Georg Nitzs Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1880.

in das idyllische Pfarrhaus zu Niendorf bei Hamburg einzutreten, wo ihm Kindheit und erste Jugend verfloß — Nist wurde geboren den 23. November 1775 —, und suchte ihn zuerst als Schüler des Hamburger Gymnasiums auf. Den Unterricht, den Nist hier empfing, weiß er wenig zu loben. Trotz des berühmten Namens einiger Lehrer mochte die Hamburger Anstalt damals wohl unter den gelehrten Schulen Deutschlands ziemlich niedrig stehen. Der Vortrag der Professoren fesselte nicht, und so konnte es geschehen, daß während desselben die Schüler die französischen Revolutionshymnen summten. Die Ideen der französischen Revolution, die damals so viele Sinne blendeten und in einen förmlichen Taumel der Begeisterung versetzten, hatten in Hamburg einen sehr empfänglichen Boden gefunden. Viele Franzosen hatten sich hier gesammelt, der Herzog von Orleans, Dumouriez hielten sich unter fremden Namen in der vermöge ihrer Neutralität einladenden Stadt auf. So wurde Hamburg kosmopolitisch. „Als ich Bewohner von Hamburg wurde,“ sagt Nist, „stand diese Stadt mitten in einer Verwandlungsepoche. Der alterthümliche Kost in Gesinnung, Bauart, Sitten und Lebensweise war merklich abgeschliffen, und gerade um diese Zeit hatte der plötzlich zunehmende Wohlstand durch die Neutralität während des Revolutionskrieges sich schnell vermehrt, die Ansiedlung fremder, üppiger Handlungshäuser und das Einströmen einer Menge müßiger, zum Theil wohlhabender, zum Theil dem Luxus dienender Fremden, die hier Sicherheit und Zeitvertreib suchten, dem ganzen Getriebe des bürgerlichen Lebens einen ungewöhnlichen Schwung, den Gesellschaften einen andern Charakter und den Sitten eine neue Richtung gegeben, die man wohl lustiger, aber nicht eben besser nennen durfte. Kaffeehäuser, schöne Läden, Restaurationen, glänzende Fuhrwerke entstanden erst in dieser Zeit; ein französisches und englisches Schauspiel kam neben dem deutschen auf, und die Verführung drang in die Bürgerhäuser und zeigte sich zuerst frech auf den Gassen.“ Kein Wunder, daß die Ideen der Revolution hier Eingang fanden. Nist erzählt uns, daß in dem Hause eines Verwandten, Schuhmacher, wöchentlich ein Kreis von Literaten und ihnen gleichgesinnten Radicalen sich zusammenfand, in welchem rücksichtslos über alles, was bis dahin als Heiligthum gegolten hatte, der Stab gebrochen wurde. Häufig endeten diese Zusammenkünfte in jacobinischen Bacchanalien. Die Theilnahme an diesen Zirkeln brachte zum Glück dem Gymnasiasten keinen Schaden. Sein reiner und klarer Geist blieb von ihren Ausschweifungen unberührt; „noch erinnere ich mich deutlich,“ erzählt er, „des innern Grauens und Widerwillens, mit dem die Ruchlosigkeit dieses Kreises mich erfüllte, mich, dem so Vieles heilig und werth war. Ich konnte die Wuth nicht theilen, die sich, gleich einer Ansteckung, der Menschen bemeistert hatte, die ich im übrigen Leben als harmlos kannte; und wenn ich so früh schon in die Geheimnisse der

revolutionären Gesinnungen eingeweicht war, so schützte ihre Uebertreibung mich doch vor der Ansteckung."

Als der Gynnasialstudent wurde, vertauschte er Hamburg mit Jena. Das Studium der Jurisprudenz, das er erwählt hatte, vermochte ihn aber wiederum nicht zu fesseln. „Noch war die geistreiche historische Methode, das Recht zu lehren, wie Savigny und Eichhorn sie seitdem angewandt, nicht gefunden; einzeln, ohne Verknüpfung, schienen die strengen, willkürlichen Definitionen und Regeln dazustehen; wie Goethe sie im Faust charakterisirt, eine Pflege der Vorzeit, welche die Mitwelt nach sich schleppt, dem Heut und Gestern, dem Volksgeföhle fremd.“ Desto mehr wurde Rist von philosophischen und poetischen Interessen angezogen, und in einem Kreise ideal gerichteter Sönglinge, die sich „Gesellschaft der freien Männen“ nannte, fand er reiche Befriedigung. Der spätere berühmte Bürgermeister Smidt war Mitglied dieser Gesellschaft gewesen, jetzt gehörten ihr zwei Männen an, von denen der eine auf philosophischem Gebiet eine hervorragende, der andre auf poetischem eine geachtete Stellung sich erwerben sollten, Herbart und Gries. Besonders Herbart, damals als erster Schüler Fichtes und als abstruser Metaphysiker unter den Commilitonen gekannt, trat Rist näher. Er wurde diesem der Interpret der Philosophie Fichtes. Rist, anfänglich der Speculation abgeneigt, hatte sich einer Gesamttanschauung zugewandt, welche die Erkenntniß des Unendlichen dem menschlichen Geiste versagt und ihn in die Schranken des Endlichen bannt. Die Gesetze des Weltalls zu erforschen, sich ihnen demüthig zu fügen, war ihm als die einzige Aufgabe des Menschen erschienen. Der Gedanke an ein Fortschreiten der Menschen galt ihm als Thorheit, alles Sein als ewiger Wechsel und Kreislauf. Es war Fichtes Philosophie, welche, nachdem Herbart ihm ihr Verständniß erschlossen, dies Gebäude zerstörte. Unter schweren Kämpfen gewann Rist den neuen Standpunkt, den Lauf der Welt zu betrachten. Was er diesem verdankte, war das tiefeingepöngte Gefühl von der geistigen Würde des Menschen, die Gewohnheit eines höhern Maßstabes für die irdischen Dinge und die feste Ueberzeugung von einer über alle weltlichen Verhältnisse erhabnen Bestimmung. Die energische Persönlichkeit Fichtes stärkte den Eindruck der Lehren, die er vortrug. „Nicht ruhig wie ein Weltweise, sondern gleichsam zornig und kampflustig stand der kleine, breitschultrige Mann auf seinem Katheder, und ordentlich sträubten sich seine schlichten braunen Haare um das gefurchte Gesicht, das Büge von einer alten Frau und von einem Adler trug. Wenn er stand auf seinen stämmigen Beinen oder hinschritt, so war er festgewurzelt in der Erde, wo er ruhte, und im Gefühl seiner Kraft sicher und unbeweglich. Kein sanftes Wort ging über seine Lippen und kein Lächeln; er schien der Welt, die seinem Ich gegenüberstand, den Krieg erklärt zu haben und durch Herbigkeit den Mangel

an Annuth und Würde zu verbergen.“ Hatte Rist in Jena vor allem philosophischen Studien sich gewidmet, so suchte seine nicht auf die abstracte Speculation, sondern vielmehr auf das Reale und Concrete angelegte Natur in Kiel, wo er die akademischen Studien vollendete, wieder den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Element zu gewinnen. Daneben beschäftigte er sich eifrig mit der Lectüre der neuern deutschen Dichtung, besonders mit Wieland und Goethe.

Ein Ausflug nach Kopenhagen im Sommer 1797 brachte die entscheidende Wendung im Leben Rists. Er wurde Privatsecretär des dänischen Ministers, des Grafen Schimmelmann. Barthold Georg Niebuhr war sein Vorgänger in dieser Stellung gewesen. Es war eine neue Welt, die sich hier dem jungen Manne erschloß. Aus dem stillen, eng geschlossnen Kreise wissenschaftlicher Bestrebungen war er in die laute Wirklichkeit der öffentlichen Kämpfe und Bewegungen getreten, und manche Blicke in die Ordnung und Verwaltung eines einzelnen Staats sowie in die internationalen Beziehungen waren ihm gestattet. Immer mehr gewann er das Vertrauen des Ministers, der sich über die zartesten öffentlichen und Privatverhältnisse gegen ihn aussprach, ihm auch größere Ausarbeitungen für den Staatsrath und den König auftrug.

Es waren ausgezeichnete Männer, die damals den leitenden Einfluß auf die Angelegenheiten Dänemarks ausübten, ebenso hervorragend durch Adel der Gesinnung und ideales Streben, wie durch geistige Begabung: neben Graf Schimmelmann die Grafen Bernstorff, Rantzau, Reventlow, alle von den neuen Ideen der Zeit erfüllt, mit großen Plänen der Volkserziehung und Volksbeglückung sich tragend. „Nur zu sehr, sagt Rist, ging der für alles jugendliche und höher zielende Streben so lebhaft empfängliche Graf (Schimmelmann) auf solche Ideen ein, deren Ausmalung uns mehr als einen Abend verkürzt hat; man hätte mögen glauben, und er selbst meinte wohl auch, er werde seine PortefeUILles eines schönen Tages abliefern und mit uns zur Gründung eines schönen und freien Landbau- und Erziehung-Vereins nach großem Maßstabe hinausziehen.“

In der That, eine wohlvollendere Regierung konnte nicht gedacht werden. Das Reformwerk, das Struensee gewaltsam und unbesonnen begonnen hatte, war nach kurzer Reaction wieder aufgenommen und weiter geführt worden. Es bezog sich in erster Linie auf die Bauern; am 20. Juni 1788 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und für die Bildung der Befreiten durch Verbesserung des Volksschulwesens gesorgt. Günstig waren auch die äußern Verhältnisse, da die Neutralität Dänemarks in den Europa erschütternden Kriegen den aufblühenden Handel schützte. Und doch mußten die öffentlichen Zustände Dänemarks die ernstesten Besorgnisse erregen. Die Finanzen waren ungeordnet. Die Regierung verfuhr, wie wohlvollend auch immer, doch eigenmächtig, mehr nach Billigkeit

als nach Gesetz und Recht; aus der Staatsverwaltung verlor sich die Einheit, indem jeder Minister unmittelbar mit dem zur Alleinherrschaft geneigten Kronprinzen verhandelte, der als Vertreter des blödsinnigen Königs Christian VII. die Zügel der Regierung in der Hand hatte. Eine öffentliche Meinung fehlte fast ganz, und insoweit sie sich als Opposition zur Geltung zu bringen suchte, wurde sie zurückgewiesen. Und die Schlaffheit, die sich in der Regierung zeigte, wirkte auch auf das Volk zurück.

Da kam von außen die Anregung zu kräftigerer Bewegung. England, das die Neutralität Dänemarks seit lange mit scheelen Augen beobachtete, erhob die Forderung, daß dieser Staat auf das Recht verzichten solle, seine Handelsschiffe durch begleitende Kriegsschiffe zu decken. Eine englische Flotte, die am 23. August 1800 auf der Kopenhagener Rhede ankerte, gab dieser Forderung Nachdruck. Dänemark mußte einwilligen. Aber dies war nur der erste Act in dem Drama der Demüthigungen, in das Dänemark eintreten sollte. Der zweite Act folgte bald. Der östliche Nachbarstaat, das mächtige Rußland, nöthigte Dänemark einer Coalition beizutreten, an der auch Schweden Theil nahm, deren Zweck die bewaffnete Neutralität war, deren Spitze sich gegen England richtete, und deren Kosten voraussichtlich Dänemark als erstes Angriffsobject zu bezahlen hatte. Die Antwort Englands auf diese Coalition war die Entsendung einer Flotte, die am 30. März 1801 oberhalb der Kopenhagener Rhede erschien. Unterhandlungen blieben erfolglos, und so kam es am 2. April zum Kampfe. Von beiden Seiten wurde Muth und Tapferkeit bewiesen. Noch am selben Tage boten die Führer des englischen Geschwaders, Parker und Nelson, einen Waffenstillstand an. Er wurde angenommen, vielleicht zum Schaden Dänemarks. Lange schwankte die dänische Regierung, ob sie nicht die Erneuerung des Kampfes einem demüthigenden Frieden vorziehen solle. Da kam die Nachricht vom Tode Kaiser Pauls und brachte die Entscheidung. Dem Waffenstillstand folgte eine vorläufige Convention, und die englische Flotte zog sich zurück.

Jetzt sollte auch Rists Lebensweg eine neue Wendung nehmen. Seiner Neigung, in die diplomatische Laufbahn einzutreten, war der Staatssecretär Graf Bernstorff, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, freundlich entgegengekommen. Doch schien es, als ob Rist noch längere Zeit werde warten müssen, bis sich Gelegenheit zu seiner Verwendung fände. Nun kam sie unerwartet schnell. Rist wurde zum Gesandtschaftssecretär in Petersburg ernannt. Es sind sehr interessante, lebensvolle, wenn auch wenig erfreuliche Bilder der russischen Verhältnisse, die uns nun gezeigt werden. Wir verzichten darauf, einzelne derselben nachzuzeichnen, und theilen statt dessen das Urtheil mit, das der feine Beobachter und ernste, sittliche Mann über die Petersburger Gesellschaft fällt. „Die Peters-

burger Gesellschaft bewegt sich überall in einer durchaus sinnlichen Sphäre und schließt jedes höhere Bedürfniß aus, so daß echte Wissenschaft in dem Strudel bald untergehen muß. Die unendliche Abstufung der Rangverhältnisse vom Collegien-Meffior zum Hofrath, von diesem zum Collegien-, von da zum Stats- und ordentlichen, zum wirklichen Statsrath, die verschiedenen Classen des Annen-Ordens sind eben so viele Sprossen einer Leiter, die nur durch Brauchbarkeit und Geschmeidigkeit am Spieltisch und im Vorzimmer der hohen Gönner erstiegen werden, wo die eigenthümliche, freie Gesinnung für immer verloren geht. Noch lange wird sich in diesem Reich unter den Beamten eine solche nicht bilden können; denn dies ganze Gebäude der strengen Unterordnung ruht auf der breiten Basis einer eigenthümlich slavischen, mit europäischer Verfeinerung wohl, aber nicht mit europäischer Bildung und Gesinnung zu verschmelzenden Nation. Wie glatt aber auch Zweige, Blüthen und Früchte schimmern mögen, so treibt doch das slavische Element unaufhörlich aus dieser Wurzel seine vergifteten Säfte zu ihnen hinauf, und gleich den Sodoms-Aepfeln ist der Geschmack bitter und das Innere Nische.“ Auch an der Kaiserkrönung Alexanders zu Moskau nahm Nist Theil und sah hier zum ersten Mal die ganze kaiserliche Familie zusammen. „Wahrlich etwas Schöneres und wahrhaft Fürstlicheres, sagt er, könnte man nicht sehen, von der verwitveten Kaiserin, einer großen, schönen, breiten und überaus freundlichen Frau, bis zu den jüngern Großfürstinnen und ihren kleinen Brüdern herab. Aber die regierende Kaiserin, damals in der Blüthe der Jugend, eine der edelsten Gestalten, die ich je gesehen, ließ mir einen Eindruck von Anmuth und Würde, der sich nicht verwischt hat und der sich auch nicht beschreiben läßt; ihr einfacher und höchst geschmackvoller Putz bezeichnete gleich die Frau, die auch im Privatstande die erste gewesen wäre. Nichts von kaiserlicher, aber die größte weibliche Hoheit ungab sie, und nur an dem leicht umwölkten Auge und der tiefen Gleichgiltigkeit, mit der sie alles um sich her zu betrachten schien, mochten sich die Spuren ihrer erhabnen Bestimmung entdecken lassen. Der Kaiser, ein schöner Jüngling, trug eher den Charakter der Weichheit und Leppigkeit in seinem ganzen Wesen, als die ernstere Richtung, welche er seitdem genommen.“

Nur kurze Zeit, wenig mehr als ein und ein halbes Jahr, hatte Nists Aufenthalt in Petersburg gedauert, als er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Doch sollte er diesen Posten nicht antreten. In Kopenhagen wurde ihm die Wahl gestellt, ob er nach Berlin gehen oder das inzwischen freigewordne Legationssecretariat in Madrid übernehmen wolle. Er entschied sich für letzteres. Auf der Reise nach Spanien verweilte er einige Zeit in Paris. Frankreich befand sich damals im Uebergang von der Republik zum Kaiserreich. Die Aureden Citoyen und Monsieur wechselten, vereinzelt hörte man auch ein

Monsieur de. In der Armee, am Hofe, unter den Beamten war die Republik zu den Todten gelegt, der erste Consul war Fürst, wenn ihm auch der monarchische Titel noch fehlte. Royalisten gab es kaum. Republicaner und Jakobiner bildeten allein eine gefürchtete Opposition. Mit dieser kam Rist durch Vermittlung des Grafen Schlaberndorf in Verbindung. Diese originelle Persönlichkeit lebte damals schon zwölf Jahre in Paris, aber immer noch wie ein Reisender, der den nächsten Morgen weiter zu ziehen denkt. Seine Wohnung war ein Wirthshausstübchen im dritten Stock, das ebenso vernachlässigt wie er selbst erschien. „In einem weiten grauen Schlafrock, meist ohne Beinkleider, bringt er oft Monate lang vor seinem Pult oder neben dem Kamin zu; sein Haar sträubt sich unordentlich auf seinem Haupt, und ein zoll langer grauer Bart bezeichnet eine unvordenkliche Zeit, die er fern vom Publicum zugebracht.“ Und dieser Mann war der Mittelpunkt aller Neuigkeiten; ausgezeichnete Fremde sowie die Mitglieder der jakobinischen und republicanischen Partei trafen hier zusammen und sprachen sich mit einer Unbefangenheit aus, die sie sonst nur in geschütztester Zurückgezogenheit sich gestatten konnten.

Am 21. Juli 1802 kam Rist in Madrid an. Das Bild der politischen Verhältnisse Spaniens, das uns Rist zeichnet, ist ein sehr trübes. Der Hof machte den Eindruck völliger Verkommenheit. Der König, unbedeutend und schwach, war völlig in den Händen der Königin und ihres Liebhabers, des Friedensfürsten Don Manuel de Godoy, zweier gleich unsittlicher Persönlichkeiten. Von ihnen drang der Geist der Corruption in alle Kreise, die mit der Regierung in Verbindung standen.

An der Spitze der Opposition stand der Prinz von Asturien, später König Ferdinand VII., oder richtiger seine Gemahlin, eine österreichische Prinzessin, die ihn an Einsicht und Charakter weit überragte, aber von Spionen umringt, nur wenig Einfluß gewinnen konnte. Die Herrschaft des Klerus war unbegrenzt; auch wer innerlich mit den Dogmen des Katholicismus, vielleicht sogar mit dem Christenthum gebrochen hatte, fügte sich derselben. Von einer inneren sittlichen und religiösen Aneignung der katholischen und überhaupt der christlichen Lehre war wenig zu spüren. Mechanische Theilnahme am Gottesdienst hier, inbrünstige und eifrige Gebete, auf Vergebung eben begangener Sünde oder Erlangung eines ersehnten Guts gerichtet, dort, bildeten den Inhalt der Frömmigkeit.

In Madrid war Rist auch Zeuge von einem Auto-da-Fé, vielleicht dem letzten, das Spanien gesehen. Das ganze Corps diplomatique war zu diesem Schauspiel eingeladen. Die Angeklagte war ein der dienenden Klasse angehöriges Weib von 33 Jahren, das als Wunderthäterin eine Zeit lang eine Rolle gespielt hatte. Sie erschien gebunden, einen Strick um den Hals, mit bloßen Haaren.

eine grüne Kerze in der Hand, bedeckt mit einer gelben, spitzen, roth und schwarz geringelten Mütze, auf der ihre Schuld der Gotteslästerung, Kezerei, Heuchelei und Schändung des Heiligsten angezeigt war. Dank der Herrschaft milderer Sitten wurde sie nicht zum Feuertode, sondern nur zu achtjährigem strengen Disciplinar-Gefängniß und sechsjähriger Verbannung aus allen Aufenthaltorten des Hofes verurtheilt.

Im Juli 1806 wurde Rist von seinem Posten abberufen. Er hatte zuletzt als Geschäftsträger während längerer Abwesenheit des Gesandten fungirt und wurde nun in dieser Stellung nach London berufen. Ueber Vissabon, wo er einige Zeit verweilte, begab er sich nach seinem Bestimmungsorte. Wie ganz anders erschien ihm, was er hier fand, gegenüber den Erfahrungen, die er in Rußland und Spanien gemacht hatte! Das öffentliche Leben der Engländer, die Vereinigung von Ordnung und freier Bewegung erregte in ihm den Eindruck des Großartigen und Erhebenden. Dagegen konnte das gesellige Leben ihn wenig anziehen. Es war, soweit die große Welt in Betracht kam, noch oberflächlicher, als es überhaupt zu sein pflegt. Alles drehte sich um Modefachen und Privatverhältnisse, und pedantische, anspruchsvolle Steifheit machte den Verkehr lästig. Das Familienleben Englands blieb Rist verschlossen. „Das ganze gesellige Leben der Engländer, sagt er, von dem Thürklopfer an, bis zu der Sitte, keine Dame zu grüßen, ohne von ihr anerkannt, bemerkt zu werden, scheint darauf eingerichtet und abgesehen, sich einander gegenseitig vom Leibe zu halten.“ Außer den Morgenbesuchen fand jede Zusammenkunft nur auf besondere Einladungen statt. Selbst Geschwister, die verschiedne Häuser bewohnten, konnten nur angemeldet oder gebeten sich des Abends besuchen. Eine ergötzliche Schilderung giebt uns Rist von einem drawing-room der Königin. „Die Königin stand an einem Spiegeltischchen, ohne Umgebung; in der wildesten Unordnung wälzte sich ein Strom, von Herren und Damen gemischt, unwillkürlich vorwärts geschoben, gegen sie hin, an ihr vorbei, in steter Gefahr sie umzustößen. Da ächzten und schrienen auch wohl die schönen Damen, vergebens von ihren weiten Reifröcken geschützt, aus denen die geschmackvoll gezierte Büste, wie die Rose aus einem plumpen Blumentopf, hervorragte. Da fiel die Tochter der Herzogin von Gordon, einer hastigen, geistreichen Frau, in Ohnmacht, und die Mutter ertheilte einem Gentleman, der sie auffing und stützte, außer einem Schwall böser Reden, eine derbe Ohrfeige. Da galt kein Anstand, kein Ansehen der Person; sich retten und durchdringen war die Lösung. Es ist unmöglich, sich von dem Mangel an Schicklichkeit und Anstand, der bei diesen, am hellen Tage gehaltenen Hofgalas herrschte, noch von dem ungeschlachten Wesen, dem linksischen Aussehen des Engländers im Feierkleide und Haarbeutel eine Vorstellung zu machen.“

Im Sommer 1807 trat die verhängnißvolle Katastrophe ein, die Nists Abberufung zur Folge hatte. Eine Spannung zwischen England und Dänemark bestand, wie schon oben erwähnt, seit langer Zeit. Sie wurde stärker und stärker, bis sie sich in offenen Feindseligkeiten löste. Den Anfang derselben bildete der bekannte Raubzug Englands, der Dänemark seine Flotte kostete. Ohne daß eine Kriegserklärung erfolgt war, ohne daß Nist etwas ahnen konnte, erschien eine englische Flotte im Sund und verlangte die Auslieferung der dänischen Flotte, „weil die englische Regierung davon unterrichtet sei, daß die dänische Flotte Frankreich überlassen werden solle, um gegen England gebraucht zu werden.“ Als Dänemark sich weigerte, landeten die englischen Truppen und bombardirten drei Tage Kopenhagen. Eine Capitulation, nach welcher die dänische Flotte den Engländern übergeben und die Citadelle Fredrikshafen von englischen Truppen sechs Wochen besetzt bleiben sollte, suspendirte für kurze Zeit den Kampf, der dann in einen offenen Krieg überging.

Unter so schmerzlichen Erfahrungen kehrte Nist aufs tiefste erschüttert nach Kopenhagen zurück.

Bis hierher führt uns der erste Band seiner Memoiren. Von kaum geringerm Interesse aber ist der zweite. Hat jener den Vorzug, eine bunte Reihe von anziehenden Bildern aus dem Leben Nord- und Südeuropas uns vor Augen zu führen und den Entwicklungsgang eines selten harmonisch angelegten und reich begabten jungen Mannes zu zeichnen, so fesselt uns der zweite Band, indem er uns einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der französischen Invasion und des Befreiungskrieges liefert. Der größte Theil dieses Bandes ist den Verhältnissen Hamburgs unter französischer Herrschaft und der kurzen Unterbrechung derselben durch die Besetzung Tettenborns gewidmet. Als dänischer Generalconsul war Nist in der Lage, mit den leitenden Persönlichkeiten in stetem Zusammenhange zu bleiben, auch thätig in den Lauf der Dinge einzugreifen. Ein hohes Interesse gewährt auch der letzte Theil der Schrift. Zur Regelung finanzieller Fragen war Nist 1814 als dänischer Commissar nach Paris geschickt worden und blieb dort bis zur Rückkehr Napolens. Das Bild, welches er uns von den Zuständen und bestimmenden Persönlichkeiten in Paris entwirft, ist reich an treffenden Charakteristiken und zeigt uns anschaulich die Ursachen, welche den schnellen Sturz des restaurirten Thrones bei dem Nahen des Imperators herbeiführten.

Es würde uns zu weit führen, den Verlauf der Ereignisse hier zu vergegenwärtigen, welche der Verfasser vom Standpunkt des dänischen Diplomaten, des deutschen Patrioten und des warmen Freundes der Stadt Hamburg in klarer Beleuchtung darstellt; wir beschränken uns darauf, die hervorragenden Persönlich-

keiten jener Zeit, mit denen Rist zusammengekommen war, in der Beleuchtung, in welcher sie hier erscheinen, zu charakterisiren.

Aus der Zeit der französischen Occupation Hamburgs werden uns vor allem drei Männer in lebensvoller Zeichnung vor Augen geführt: Bernadotte, Davoust, Tettenborn; und nicht bloß die beiden ersten, auch Tettenborn trifft mit Recht das scharfe, zum Theil vernichtende Urtheil des Verfassers. 1808 besuchte Rist Bernadotte als commandirenden General. Er hatte in Flottbeck bei Hamburg sein Hauptquartier genommen und führte da nach der allgemeinen, wohl begründeten Meinung ein sybaritisches Leben. Seine äußere Erscheinung war höchst angenehm, er besaß einen edeln, feinen Anstand, durch Wohlwollen, das er in Rede und Handlungen zeigte, hatte er sich bei den Truppen und der Bevölkerung Zuneigung erworben, Napoleon gegenüber stand er in Opposition und machte aus seinen republicanischen Grundsätzen kein Hehl. Aber die guten Eigenschaften Bernadottes wurden durch die Schwäche gegen seine Umgebung, seine sittliche Haltlosigkeit, die Nachlässigkeit, mit der er alle geschäftlichen Angelegenheiten behandelte, paralytirt. Eine ganz andre Persönlichkeit war Davoust, mit dem Rist in häufige Berührung während einer langen Zeit treten mußte. Er hatte in ihm einen finstern, hohlglänzigen Alba zu sehen erwartet und fand einen ansehnlichen, feisten Mann mit breitem Rücken, weichem, glattem Gesicht, das mit einer spiegelblanken Glaze bis zum Hinterkopf in Verbindung stand, Glozungen und einem eher freundlichen und behaglichen als strengen Ausdruck. Aber der Anblick täuschte. Davoust war der entschiedenste Gegensatz zu Bernadotte. Damals wenigstens jedem Vergnügen, jeder Zerstreuung entsagend, ging er ganz in rastlose Thätigkeit und Arbeit auf und bemühte sich, sie, nach seinem Sinn, in strenger, unparteilicher Gerechtigkeit auszuüben. Dem Kaiser war er aufrichtig und unbedingt ergeben, er war ihm ein Ideal, dem er eine fast religiöse Verehrung widmete. Im Heere hielt er eine strenge Disciplin, eine musterhafte Ordnung aufrecht. England dagegen und wer ihm verdächtig erschien, Sympathien für dasselbe zu hegen, war ihm Gegenstand bittersten Hasses und rücksichtsloser Verfolgung. Daraus entsprang die Härte, die Verfolgungssucht, das Spioniersystem, die seinen Namen zu einem Schrecken in Deutschland machten und den allgemeinen Haß gegen ihn erregten. Die Hälfte seines Stabes bestand aus Spionen, die sich in alle Gesellschaften drängten, um zu horchen. In der Einverleibung Hamburgs ging er rücksichtslos und schonungslos zu Werke; die bis dahin bestehenden Gewalten wurden erniedrigt, verhöhnt, mißhandelt. Die Verwaltungscontrole wurde mit einem Despotismus gehandhabt, der jedes Gefühl persönlicher Freiheit unterdrückte. Ohne Municipalbeschauung konnte kein Kind getauft, kein Todter beerdigt werden. Die Douaniers drangen bei Tag und Nacht in die Wohnungen, wo Unterschleif und

versteckte Colonialwaare vermuthet wurde. Von dieser Geißel wurde Hamburg durch das Einrücken der Russen Tettenborns auf kurze Zeit befreit. Kein Zweifel, diese Occupation war ein Handstreich des Leichtsinns. Hamburg konnte nicht behauptet werden und mußte den Enthusiasmus, mit dem es die Befreier aufgenommen hatte, schwer büßen. Auch war Tettenborn durchaus nicht der Mann, um die Rolle, die ihm zugefallen war, mit Erfolg durchzuführen. Seinem moralischen Charakter zollt Rist wenig Anerkennung. Bewies auch Tettenborn Unerfrodenheit und zeigte, wenn die Gelegenheit es forderte, Gewandtheit, konnte er auch, wenn er es wollte, Feinheit der Sitten und Liebenswürdigkeit des Umgangs entwickeln, fehlte es ihm auch nicht an einem edlern Element, so wurde dies doch durch leidenschaftliche Rohheit, einen wüsten Lebenswandel und Hunger nach Gold und Ehre niedergehalten. Auch in seinem Stabe waren manche zweifelhafte Persönlichkeiten, die eine Vertrauensstellung einnahmen, deren sie nicht würdig waren. Die Spenden des Patriotismus der Hamburger, von Reichen und Armen in heiliger Begeisterung geopfert, sind zum großen Theile verpraßt oder gestohlen worden. Die Befestigung Hamburgs wurde nachlässig betrieben, und Tettenborn bekümmerte sich nicht um sie. Auch in der Vertheidigung Hamburgs gegen den wieder heranrückenden Davoust machte Tettenborn Fehler. Hamburg fiel von neuem in die Hände Frankreichs.

Die erbärmliche Rolle, welche Dänemark hierbei gespielt hatte, veranlaßte Rist, seinen Abschied zu erbitten. Er wurde denn auch seiner Stellung enthoben und auf Wartegeld gesetzt. Offenbar in Folge eines Drucks, den Davoust ausübte, mußte Rist seinen Aufenthalt außerhalb Holsteins nehmen. Er wählte, eben vermählt, Hadersleben zum Wohnsitz. Inzwischen gestaltete sich die Lage für die Allirten günstiger. Bernadotte und Tettenborn besetzten Schleswig-Holstein. Dänemark schloß mit Schweden Frieden. Für Rist eröffnete sich damit wieder ein neues Arbeitsfeld, er wurde Mitglied einer mit der Wiederbesignahme und Reorganisation der Herzogthümer so wie der Besignahme von Pommern beauftragten Commission, die ihren Sitz in Kiel nehmen sollte. Es spricht für die Gesinnung, welche diese Commission beehrte, daß sie aus eigener Initiative eine Denkschrift an den König richtete, Holstein eine Verfassung zu geben, um das fast zerrissene Band des Vertrauens zwischen dem dänischen Hofe und dem deutschen Lande neu zu knüpfen. Aber dies Unternehmen war ein Schlag ins Wasser; es fand keine Billigung, weder bei den Ministern noch bei dem König.

Nach der Rückkehr der Bourbonen finden wir Rist in Paris, mit dem Auftrage, die Interessen Dänemarks bei den dort anzuknüpfenden Liquidationsverhandlungen zu vertreten. Diesem Aufenthalt verdanken wir einige werthvolle Charakteristiken; wir heben die des Herzogs von Wellington, der Frau von Staël

und des königlichen Hofes hervor. Die Zeichnung Wellingtons ist meisterhaft, eine Bestätigung der Darstellung H. v. Treitschkes. Ohne Genialität hat Wellington nur durch Kaltblütigkeit, Klarheit des Blicks, härteste Disziplin die Erfolge errungen, denen er seinen Ruhm schuldet. Zuneigung oder Enthusiasmus hat er in seinem Heere nicht hervorgebracht, hat ihn auch nicht gesucht, er bedurfte dieser idealen Aspirationen nicht. Uebrigens hatte auch eine stets gefüllte Kriegskasse keinen geringen Antheil an seinen Erfolgen. Sein Auftreten in Paris war fürstlich; aber maßloser Hochmuth und kleinliche Eitelkeit, Trivialität in der Conversation, Gehaltlosigkeit in seinen Neigungen zeigten, daß er nicht zu den großen Männern gehörte. Er ist lange höher geschätzt worden, als er verdiente; Treitschkes und Rists Schriften werden seine Bedeutung auf das rechte Maß zurückführen. Der Mittelpunkt der Opposition in Paris war damals der Salon der Frau von Staël. Nach dem Sturze Napoleons zurückgekehrt, nahm sie, von demokratischen Neigungen erfüllt, eine feindselige Stellung gegenüber der französischen Regierung ein; und die Schwächen derselben bildeten die Zielscheibe der Satire für den geistreichen Kreis, der sich bei ihr einzufinden pflegte. Der Held der Völkerfreiheit, für den sie damals schwärmte, war Bernadotte; für die Erwerbung Norwegens durch Schweden trat sie daher mit Begeisterung ein. Dieser Umstand mußte Rist, den Vertreter Dänemarks, hindern, in ihrem Salon sich vorstellen zu lassen. Sie vertrat Dänemark feindliche Interessen. Peinlich war es auch für Rist, in ihrem Hause A. W. Schlegel zu begegnen, der in schwedischem Solde gegen Dänemark geschrieben hatte. Der Eindruck, den Schlegel damals machte, bezeichnet Rist mit dem herben, aber schwerlich unrichtigen Wort: er war aus einem der bedeutendsten deutschen Gelehrten ein ungelenker und pedantischer Frauendiener, ein süßlicher Hofmann geworden. Von Frau von Staël entwirft Rist in einem Briefe folgendes Bild: „Sie ist nachgerade sehr weik und matronenhaft geworden, während ihr pechschwarzes Haar, ihre krallen Augen, der freche Blick und Ton, die unruhige Haltung anzeigen, daß ihre Leidenschaften den Jahren Trotz bieten und das vollkommene Bild eines koketten alten Weibes geben.“ Obwohl Rist ihr in mehreren Salons begegnet war, hatte er sich von ihr doch immer entfernt gehalten. Aber vergeblich. Bei einem Diner, zu welchem sowohl Rist wie Frau von Staël geladen waren, pries sie, wie gewöhnlich, ihren schwedischen Helden und berührte die norwegische Angelegenheit; schließlich wandte sie sich in tactloser Weise an Rist, seine Meinung zu hören. Rist erwiderte kurz und trocken: *Mais l'événement me dispense de la peine de penser.* Nach Tische trat sie wieder an Rist und überschüttete ihn mit einem Phrasenschwall, in welchem sie sich als intellectuelle Urheberin der Befreiung Norwegens vom dänischen Joch darstellte und Dänemark das Glück einer freien Verfassung wünschte. Rist ant-

wortete so höflich als möglich: Wir müßten sehen, ob die norwegische Freiheit so vielen Succesß als ihre übrigen Werke haben würde; die andern Dänen wollten doch eine Verfassung lieber von ihrem König als von dem Kronprinzen von Schweden erhalten. Es scheint, daß Frau von Staël damals Agentin Bernadottes war, der noch immer verlangende Blicke nach dem französischen Throne richtete. Bald nachher muß übrigens die unstäte, intrigante Frau in ihrem Heroenkultus gewechselt haben. Es wurden Briefe an Mürat aufgefangen, in denen sie ihn mit Schmeicheleien überhäuft und als le dernier soutien de la liberté en Europe preist.

Wenden wir uns schließlich zu dem Bilde, das uns Rist vom bourbonischen Hofe zeichnet. Es ist wenig günstig. Der König, klein, schwammig, mit gichtisch geschwollenen Beinen, einem gerundeten Kopf mit herabhängenden Wangen, Gesichtszügen, mit deren heiterm Ausdruck der kalte Blick der Augen contrastirte, imponirte weder noch konnte er anziehen, auch nicht durch die geistreiche, freundliche Conversation, in der er Meister war. Seine Nichte vollends, die Herzogin von Angoulême, die Tochter Ludwigs XVI., mußte gradezu Antipathien erwecken. Ihre traurige Jugend hatte sie bitter und hart gemacht. Der trockne, herbe Ton ihrer Stimme, die starren Züge, das bleierne Auge verwandelten das Mitleid, das ihre Vergangenheit in Anspruch nahm, in Grauen. Ihr Gemahl war eine winzige, alltägliche Gestalt, nüchtern von Ansehen, trivial und beweglich in seinen Manieren. Seinen Bruder, den Herzog von Berry, schildert Rist als einen kurzen, dicken, rohen Gefellen von dem unedelsten Ausdruck und nennt ihn einen gemeinen, rohen Wüßling. Der Vater beider Prinzen, Graf Artois, war der Mittelpunkt der Kreise, die eine Restauration der Verhältnisse vor der Revolution forderten. Seine äußere Erscheinung war noch nicht verfallen, wie die seines Bruders, auch an sich angenehmer. Sein inneres Wesen entbehrte aber des Gehalts.

Wir begreifen es, daß dieser so repräsentirte Thron kein festes Fundament im Volke finden und fast ohne Schwertstreich bei der Rückkehr des Imperators zusammenbrechen konnte. Damit endete auch die Mission Rists in Paris, und er kehrte in die Heimat zurück.

Die Memoiren Rists sind im Zusammenhange nicht weiter geführt worden, und dies mit gutem Grunde. Von 1815 bis 1834 lebte Rist in unfreiwilliger Muße, die nur durch einzelne kommissarische Arbeiten unterbrochen wurde. Erst 1834 erhielt er eine feste Anstellung in der neu errichteten schleswig-holsteinischen Regierung, bei deren Umbildung 1846 er sein Amt niederlegte; 1847 starb er.

Sein frommer Sinn hat dankbar auf seine Lebensführungen zurückgeblickt, in denen wir einen tragischen Zug nicht verkennen können. Fast alle diplomatischen

Bestrebungen, in denen er selbständig einzugreifen hatte, sind mißlungen, nicht durch seine Schuld, sondern in Folge der traurigen Verhältnisse, in denen seine schwache, haltungslose Regierung zu den übrigen Mächten stand. Und seine Laufbahn, die so glänzend begann, hat einen mühsam sich fortschleppenden, zeitweise völlig unterbrochenen Fortgang genommen. Nur in einer Hinsicht zeigt seine Entwicklung ein stetiges Wachsthum. Sein innerer Mensch ist fortgeschritten von Jahr zu Jahr, auf dem Grunde echter Frömmigkeit reisend und sich vertiefend.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.



Bertuchs Briefe an Gleim.

Zur Geschichte des Weimarer Hofes beim Regierungsantritte Carl Augusts.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

(Schluß.)

6. Bertuch an Gleim. Weimar, den 14. April 1775.



lieber, Theurer Vater Gleim, das war ein hartes Fleck für mich, das vom Anfange des Jänners bis izt. Die Teufels mechanischen Arbeiten, die alle wie Meereswogen über mich auf einmal hereinstürzten, hätten fast mein bißchen Geist und Seele erstickt und ersäuft, nur über mein warmes Herz konnten sie nicht Herr werden. Dieß liebte Sie, Theuerster Gleim, unter alle dem Gewüßl, so inbrünstig fort als jemals, ohngeachtet mein Kopf, mein armer wüster Kopf keinen Brief an Sie gebähren konnte, womit jenes zufrieden gewesen wäre. Gott sey Dank, nun ist's meistens vorbei, ich springe mit Jubel heraus, schüttle meine struppichten Schwingen mit Gefühl von Wohlbehagen aus, und fliege zu Ihnen, zu Ihnen Theuerster Mann, mit unserm Wieland, in Ihre Arme und hohle mir Seele wieder. Himmel, welch' ein Gedanke, den May bei Ihnen genießen! Ich fühle, er zieht mein fast ganz abgelaufenes Uhrwerk wieder auf; alle Federn würken stärker, alle Räder und Räderchen spielen leichter. O Liebster, wie wollen wir uns freuen, uns genießen und mit Glemirde und unsern lieben Wieland's Wonnetage leben. Aber bester Gleim, eher als den 10. May ist's schlechterdings unmöglich, daß wir von hier abreisen. Zwey Ursachen sind's, die uns hier aufhalten, erstens gewinnt dadurch unsre liebe Wielandin, die sich noch immer nicht von ihrem letzten gefährlichen Zufalle erhohlen kann, noch etwas mehr Kräfte zur Reise, und zweitens müssen wir uns nothwendig erst den May des Merkur vom Halse schaffen, daß wir ruhiger bey Ihnen seyen. Der Gedanke, daß zu Hause nicht alles besorgt